

nicht mehr beeinflußt wurden. Auf Grundlage der Einzelgräber entstehe die „Oberklassenkultur“ der Bronzezeit. Das anthropologische Bild bleibt unbefriedigend, weil Skelette aus den Einzelgräbern mangeln und das Material hauptsächlich aus den Steinkammern kommt.

Man wird auch den folgenden Bänden über das Bronze- und Eisenalter nach dem Vorgang der ersten Auflage mit großem Interesse entgegensehen. Hervorzuheben sind die buchtechnischen Fortschritte der neuen Auflage, indem außer neuen Abbildungen eine Reihe modern aufgefaßter Lichtbildtafeln, auch sehr schöne farbige, hinzugekommen sind, welche das spröde Material zu beleben versuchen. Brøndstedts Werk steht in unserer Zeit nach Umfang, Klarheit der Form, Gediegenheit des Inhaltes und Ausstattung wohl einzigartig da, so wie schon vor 20 Jahren, als es zum erstenmale erschien. Solche Bücher erwachsen anscheinend nur auf einem Boden, wo alte Traditionen der Forschung sich mit lebendigem Geschichtssinn des Volkes so glücklich verbinden wie im Norden.

Frankfurt a. M.

Ulrich Fischer.

**Ernst Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde der Südzone des Nordischen Kreises (Periode V).** Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz, Katalog 16. Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Mainz 1956. Band 1: XI u. 292 S., 65 Abb., 1 Farbt. Band 2: 162 S., 76 Taf., 53 Karten.

Das neue große Werk, das umfangreichste des hochverdienten Verfassers, kann man nur verstehen, wenn man berücksichtigt, daß E. Sprockhoff seit über 25 Jahren der beste Kenner des Materials ist. Der Katalog der Periode 5, also der jüngsten eigentlichen Bronzezeitstufe Norddeutschlands, ist an Umfang weit mehr als auf das Doppelte des Kataloges der Periode 4 angewachsen, der 1937 erschienen ist<sup>1</sup>. Das Werk ist auf zwei dicke Bände in der Weise aufgeteilt, daß Band 1 außer Vorwort und Einleitung die Aufzählung der Hortfunde und die Besprechung des Materials enthält, Band 2 hingegen die Typenlisten und Materialaufzählungen, die sich auf die anschließenden 53 Karten und 76 Tafeln beziehen, sowie das Register. Die Ausstattung des Werkes ist ausgesprochen vornehm und entspricht in ihrer Sorgfalt guter Mainzer Tradition.

Die ganze Arbeit ist mit einer so souveränen Stoffbeherrschung geschrieben, daß diese oder jene kritische Bemerkung vielleicht kleinlich erscheinen könnte. Aber wegen des enormen zur Verarbeitung gekommenen Stoffes sind die gegebenen Anregungen viel zu groß, als daß man sich nicht sofort veranlaßt sähe, zu dieser oder jener Frage Stellung zu nehmen. Das vorliegende Werk hat durch die Erwähnung der Goldfunde und die weit größere Anzahl der vorhandenen und aufgezählten Hortfunde einen umfassenderen Charakter gewonnen als der Katalog der Periode 4. Jedoch greift es wiederum über die Südzone des Nordischen Kreises erheblich hinaus. Der Leser erkennt jedoch daraus, daß das Hortfundproblem erst in diesen Tagen richtig zur Diskussion gelangt, daß der Begriff des „Nordischen Kreises“ für diese Periode regional noch keineswegs klar umrissen ist, und da einige Funde (Bernburg, Sinsleben, Coblenz: m. E. gehört auch der Hort von Reinsdorf [Hortfunde Periode IV, 18] erst in diese Zeit) des Katalogs der Periode 4 jetzt im Katalog der Periode 5 wieder aufgezählt werden, sieht er zugleich, daß auch die Periodeneinteilung im Nordischen Kreis nicht

<sup>1</sup> Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV). Kataloge d. RGZM. 12 (1937).

so klar jeden Fund oder Typus irgend einem Zeitabschnitt zuweist, wie es früher G. Kossinna zuversichtlich tun zu können glaubte. Erst Sprockhoff selbst ist sich im Verlaufe seiner Arbeiten darüber klar geworden.

Die Einleitung beginnt mit einer Stellungnahme zu den Hortfunden als einem bestimmten Phänomen, ihren Eigentümlichkeiten, ihrer Stellung als gesonderter Quelle im Rahmen des gesamten urgeschichtlichen Quellenstoffs. Dabei wird mit Recht der Wert dieser Funde „im Sinne echter geschlossener Funde“ hervorgehoben. Bei der Beschreibung der Fundumstände wird die Lage der Fundstellen in Mooren und auf sumpfigem Gelände als norddeutsch-nordische Eigenart hingestellt, die mit bestimmten (kultischen) Gepflogenheiten zusammenhängt. Aber um das Phänomen der Hortfunde als solches, den Grund für ihre Niederlegung, kulturgeschichtlich zu deuten, dazu versagt eben jede Einteilung der Schätze in solche kultischer und materieller Zweckbestimmung, d. h. Opferfunde und Hausschätze usw. Wohl aber bleibt die wichtige Erkenntnis regionaler Unterschiede in der Zusammensetzung der Hortfunde, die ja auch aus anderen Zeiten und Landschaften bezeugt sind. Es handelt sich bei den Hortfunden „um ein umfassendes, ein kontinentales Problem“. Da aber eine europäische Erscheinung vorliegt, die in der Hauptsache bronzezeitlich ist, scheint mir freilich der Hinweis auf die Goldhorte der Römer (S. IX) und auf Snorris Königsbuch (S. 6) nicht ratsam zu sein. Man muß an eine Erklärung denken, die sich nur auf jene fernen Zeiten beziehen kann, und hier läßt uns der Mangel jeder schriftlichen Nachricht methodisch immer noch nicht klar genug sehen, ob wir Erkenntnisse in dieser Richtung überhaupt mit Sicherheit gewinnen können oder nicht. Doch dürfte die Waagschale für eine negative Beantwortung dieser Frage im Sinken begriffen sein.

Die Aufzählung der Funde bringt im Grunde das Material aus dem gesamten ehemals preußischen Staatsgebiet (in den Grenzen von 1914) einschließlich der ehemaligen kleineren Länder Nord- und Mitteldeutschlands. Aus den Randgebieten (1 Fund aus Holland, Funde aus Polen und Hessen) sind wichtige Funde erfaßt, insbesondere soweit sie Beziehungen zum Nordischen Kreis aufzeigen. Ein subjektives Moment ließ sich dadurch nicht vermeiden, denn man gewinnt den Eindruck, daß Hortfunde nach der Peripherie hin im ganzen abnehmen. Bei der Beschreibung des Materials überrascht immer wieder die mannigfaltige Ausdrucksweise, mit der der Verf. den verschiedensten Typen, Einzelheiten und Ornamenten gerecht wird. Unübertrefflich sind die präzisen Beschreibungen der Vollgriffschwerter und der Hängebecken. Beide Typen wurden ja vom Verf. ausgiebig bearbeitet, und auf die Sonderpublikation der letzteren darf man gespannt sein.

Zu einigen mitteldeutschen Funden darf ich ein paar Berichtigungen geben: Zum Fund von Deersheim (S. 18 mit Anm. 1) gehören nur die Hängebecken, wogegen die anderen Gegenstände Lesefunde aus der gleichen Gemarkung und Sammlung sind. – Zum Fund von Göllingen (S. 24) vgl. S. 288 unter „Günserode“. – Bei dem Fund von Güssefeld (S. 26f.) ist ein Hortfund schwerlich anzunehmen, eher handelt es sich wohl um zerschmolzene Grabbeigaben. – Die Zierscheiben von Schafstedt (S. 56) sind teils gegossen, teils getrieben. – Zum Fund von Schmon II (S. 58) vgl. S. 288f. – Der „Fund“ von Schönburg (S. 58) stammt sicher nicht aus der Periode 5: Der hohle Halsring gehört in Thüringen in älteren Zusammenhang. Bei der „Schließe“ handelt es sich um die Abart eines Herzanhängers der Hügelgräberkultur. Vermutlich stammen die Bronzen aus zerstörten Grabhügeln. – Der Fund von Watenstedt (S. 67) kam zu verschiedenen Zeiten aus der Erde, darf aber sicher als geschlossen gelten. – Die Fundumstände von Schmon (S. 288f.) sind Berliner Akten, die von Nienburg (S. 288) Köthener Akten entnommen. Die irrtümliche Wiedergabe S. 288f. geht auf einen Brief des Rez. zurück.

Das Kapitel „Formenkunde“ ist eine schwer auszuschöpfende Fundgrube. Nunmehr ist die zeitliche Parallelisierung zahlreicher Formen der Periode 5 mit jenem Formenkreis der Urnenfelderkultur sicher, der seit den Hinweisen von E. Vogt in der Schweiz und in Süddeutschland als „Hallstatt B“ bezeichnet wird. Hingegen ist es m. E. nicht richtig, im Zusammenhang mit der Chronologie von Vogt auf entsprechende Ausführungen von F. Holste für das Ostalpengebiet hinzuweisen („Vogt-Holste“), da der von Holste zusammengestellte Typenschatz teilweise älter ist und mit der nordisch-norddeutschen Periode 4 korrespondiert. Die komplizierten Verhältnisse des mittleren Donaubegebietes sind nun freilich gerade für den Nordischen Kreis der Periode 5 nicht mehr so maßgebend wie vorher. Er begann sich damals vom mittleren Donaubegebiet zu emanzipieren und dem Südwesten zuzuwenden, wo sich – zunächst unter donauländischem Einfluß – im Rhein-, Donau- und Rhônegebiet die süddeutsche Urnenfelderkultur mit unabhängigen Formen gebildet hatte. Das Erscheinen der „Pfahlbaubronzen“ im Norden hat Verf. an anderer Stelle geschildert<sup>2</sup>. An dieser Erkenntnis wird man auch dann festhalten dürfen, wenn man berücksichtigt, daß die donauländischen Quellen im mittleren Donaubegebiet seit eben dieser Zeit spärlicher zu fließen beginnen und nicht mehr so deutlich wie vorher zeigen, was es im Donaubegebiet damals wirklich gegeben hat. Als dritter wichtiger Kreis muß für den Norden Nordwesteuropa (zunächst die Britischen Inseln) gelten. Die Beziehungen zu diesen drei Kreisen hat Sprockhoff in jedem Falle gezeigt. Unser Urteil verschiebt sich nur wenig, wenn wir ihm hier nicht überall folgen können.

Die Emanzipation des Nordischen Kreises vom Südosten, seine neuen Beziehungen zum Südwesten treten bereits bei den Schwertformen hervor, von denen man glauben möchte, daß sie nicht mehr in „Ungarn“ entstanden sind. Verf. vermutet dies noch für die Antennenschwerter (S. 72, im Anschluß an N. Åberg) und für die Mörigerschwerter (S. 71), die mit den Dreiwulstschwertern des Donaubegebietes in Zusammenhang gebracht werden. Aber selbst wenn ein solcher Zusammenhang (lose) bestanden hat, so fanden doch die Dreiwulstschwerter in ihrem Heimatgebiet selbst in den Schalenknaufschwertern einen direkten, klar ableitbaren Nachfolger, und beide Formen haben sich nicht, wie die Antennenschwerter, nach Italien ausgebreitet, ganz zu schweigen vom Verbreitungsgebiet der Mörigerschwerter. Beide letztgenannten Formen sind doch wohl als deutliche Zeugnisse unabhängig gewordener Einzelgruppen des Urnenfelderkreises zu werten. So spezifisch nordische Formen wie Nieren- und Griffangelschwerter haben dagegen die großen Ausmaße und die breite Blattform der Urnenfelderschwerter nicht übernommen und sind als einheimische (Stich-) Schwertformen vielleicht Zeugen einer altertümlichen Kampfweise. In den Formen und besonders in der Verzierung der Lanzenspitzen kommt das Überwiegen des Pfahlbaueinflusses gegenüber dem Südosten besonders stark zum Ausdruck.

Bei den Helmen wird bereits gelegentlich einheimische Herstellung für möglich gehalten (S. 86). Bei den großen lanzettförmigen Spitzen treffen wir nächst den Griffangelschwertern zum zweiten Male auf jene reiche Verzierung im Stile der nordischen Periode 5, deren Entstehung und Deutung zu den wichtigsten Ergebnissen des Buches gehören, und auf die noch einzugehen sein wird. Die Verbreitung der lanzettförmigen Spitzen in Norddeutschland erstreckt sich im Anschluß an die jütische Halbinsel auf ein nur kleines Gebiet an der Unterelbe, das hier den „Nordischen Kreis“ im engsten Sinne wiedergibt und sich auch durch andere Einzelheiten auszeichnet.

Bei den Tüllenbeilen Norddeutschlands werden zum ersten Mal alle häufigen Typen beschrieben und in ihrer Bedeutung umrissen, wobei sich zeigt, daß eine Auf-

<sup>2</sup> Actes de la III<sup>e</sup> Session Zurich 1950 (1953) 247 ff.

teilung in die Perioden 4 und 5 nicht möglich ist. Die Form mit hängender Mittelrippe ohne Randleisten wurde bereits im Katalog der Periode 4 herausgestellt und kartiert. Auch Beile mit Blenden überdauern die Periodengrenzen. Hingegen überrascht die örtlich beschränkte Verbreitung einzelner Formen. Viele Formen möchte man mit entsprechenden im mittleren Donaugebiet („Ungarn“) vergleichen und annehmen, daß gelegentliche Importstücke Anlaß zu ihrer Entstehung wurden. Betrachtet man aber einige Verbreitungskarten (Karten 3–7), dann bemerkt man, daß reichere Rip-pung und Profilierung überwiegend bei westbischen Typen begegnen, eine Tatsache, die zu denken gibt. Mit dem Tüllenbeil mit geschwollenem Hals (Seddin), das sicher im Norden entstanden ist, schließt die Gruppe eigentlich norddeutscher Formen ab. – Bei verschiedenen Tüllenbeiltypen nordwesteuropäischer Verbreitung ist die Verzierungsfreudigkeit wiederum deutlich. An dem Beil mit Lappenornament wird klar, daß diese Formen unabhängig vom Donaugebiet gepflegt worden sind, und an dem Beil mit profiliertem Tüllenmund, daß sie in ihrer Entstehung engstens mit dem (westlichen) Norden in Verbindung stehen, wogegen das vergesellschaftete Auftreten im ostelbischen Gebiet nur als Import zu deuten ist. Das Tüllenbeil mit Uhrpendel-muster zeigt in seiner Verbreitung freilich mehr die Unterelbe als Mittellinie. Jedenfalls erkennt man an der Verbreitung der „nordwesteuropäischen“ Beile, wie fließend der Übergang zwischen dem Nordischen Kreis und westlicheren Erscheinungen in Nordwestdeutschland ist. Etwas anders sieht es im Gebiet östlich der Elbe aus, wo das vom Verf. an anderer Stelle behandelte Lausitzer Tüllenbeil (mit Kragen, bzw. die Nebenform mit schwebender Mittelrippe) einerseits und norddeutsche bzw. Pfahlbauformen andererseits einander regional ziemlich ausschließen (Karten 3–13), wenn es auch genug geschlossene Funde gibt, die das gleichzeitige Auftreten verbürgen. Merkwürdig sind indessen die relativ geringen Beziehungen des „Lausitzer“ Tüllenbeils – wie es Sprockhoff für den nördlichen Lausitzer Kreis herausgearbeitet hat – zu Ungarn, wenn auch seine Herleitung aus dem Donaauraum anzunehmen ist. Aber eigentlich „ungarische“ (südöstliche) Tüllenbeile sind in Norddeutschland auf jeden Fall selten. Umso mehr fällt der große Einstrom südwestlicher Lappenbeile aus dem Pfahlbaukreis auf, die wohl auf dem gleichen Wege wie die Mörigerschwerter dort-hin gelangten, zusammen mit vielem Anderen.

Die eigentümlichen Beziehungen, und zwar sowohl Abhängigkeit wie Unter-schied, zum westlichen Urnenfelderkreis treten vielleicht bei kaum einem Typ so deutlich in Erscheinung wie beim Messer. Die Ornamente im Stile der nordischen Periode 5 treten an nordischen Messern auf, deren Klinge sich von den Pfahlbau-messern in nichts unterscheidet. Jedoch findet sich die Ornamentik außer im skandi-navischen Norden nur im Mündungsgebiet der Elbe. Hingegen tritt Griffgestaltung nach Art der Pfahlbaumesser und gar ihre Ornamentik vorzugsweise in weiteren nord-deutschen Landschaften auf, freilich wiederum in eigentümlicher, landschaftlich ge-trennter Verbreitung. Im Lausitzer Kreis haben sich bezeichnenderweise Nachkom-men älterer Lausitzer und östlicher Urnenfelderformen erhalten (Form Pillgram-Schwachenwalde), wenn auch in eigenwilliger Gestaltung.

Auch bei den Rasiermessern lassen sich Provinzen unterscheiden. Die Verbrei-tung der nordischen Rasiermesser (mit der unteren Elbe als Mittellinie) ist bezeich-nend für die Ausdehnung des Nordischen Kreises im engeren Sinne überhaupt, und die gegensätzliche Verbreitung der (mehr rechtselbischen) reichverzierten Stücke und der etwas primitiveren (mehr linkselbischen) Messer mit Ösengriff zeigt, wie das für die echt nordischen Bronzen Bezeichnende im Grunde mit dem Pfahlbaukreis nichts zu tun hat. Dessen Einflüssen möchte der Verf. die Neigung zu den nordischen De-generationstypen im Nordwesten zuschreiben. Auch bei nordostdeutschen Rasier-

messertypen ist der Zusammenhang mit dem Norden deutlich. Freilich wäre noch zu untersuchen, was es überhaupt für einschneidige Rasiermesser in Mitteleuropa gegeben hat<sup>3</sup>, und ob der Nordische Kreis als Zentrum solcher Messer (im Gegensatz zu den zweischneidigen des Urnenfelderkreises) zu gelten hat. Die Beschränkung ganz bestimmter und vor allem der ornamentierten Typen auf den Norden läßt daran zweifeln.

Besser als bei den Rasiermessern sieht man bei den verzierten Pinzetten die Ausdehnung des Nordischen Kreises: Wiederum ist die Niederelbe die Mittellinie, und fast noch deutlicher als auf der Karte der reichverzierten Rasiermesser treten bei den reichverzierten Pinzetten die Zentren Albersdorf, Lüneburg und Seddin heraus. Auf die Verzierung werden wir noch zurückkommen.

Über Sichel hat Rez. inzwischen an anderer Stelle berichtet<sup>4</sup>, freilich aus einer älteren Periode. Von den späten ostdeutschen Typen Sprockhoffs, die Verf. bereits an anderer Stelle<sup>5</sup> beschrieben hat, sind die etwas rohe gerade nördliche Form und die zierlichere „geschweifte“ (Lausitzer) Form klar. Die knieförmige wird von den „geschweiften“ (geschweift wurden sie wohl erst im Laufe ihres Gebrauchs) kaum zu scheiden sein. Die gleichmäßiger gerundeten Stücke aus Thüringen (Taf. 20, 6–8) sind von den östlichen Formen wohl zu trennen und mit dem westlichen Urnenfelderkreis in Verbindung zu bringen. Die jüngeren Zungensicheln unterscheiden sich übrigens von den älteren vor allem durch die nicht mehr abgebogene Zunge, die jetzt in der Richtung des Rückens wenig gerundet weiterverläuft und mit ihm einen ungebrochenen Bogen bildet, sowie durch den Einguß auf dem Rücken – nicht aber durch die Verstärkungsrippe, wie Holste annahm. Denn diese tritt schon an recht alten Sichel auf. Wichtig ist die Beobachtung, daß bei östlichen Zungensicheln die Verstärkungsrippen oft – wie bei vielen Knopfsicheln der Lausitzer Kultur – vorzeitig zum Rücken hin abbiegen.

Mit den Halskragen werden Typen behandelt, die (nach der Überlieferung) nur für den Osten kennzeichnend sind. Die sehr enge landschaftliche Lokalisierung der Formen auf Grund der zahlreichen Exemplare in den pommerschen Hortfunden, der Zusammenhang mit den älteren inseldänischen Formen einerseits, den gleichfalls älteren Formen des Elbgebiets andererseits läßt fragen, ob es sich hier wirklich um einen spezifisch pommerschen Schmuck handelt, oder ob nur eine günstige Überlieferung gerade in Ostdeutschland vorliegt. Vermutlich ist beides der Fall. Jedenfalls zeigt die Gesichtsurne von Zemblau (S. 142), mit welchen Fundlücken gerechnet werden muß. Der Ableitung der neumärkischen Halskragen und der Sichelplattenhalskragen vom Elbgebiet her möchte man nur zögernd zustimmen und im Kartenbild (Karten 24 und 26) eine Anzahl unabhängiger Werkstättenkreise oder Stammeseigentümlichkeiten sehen, die in verschiedenen Zeiten bestanden und sich um Elbe, Persante und Weichsel-Netze als Verkehrslinien gruppiert haben. Erstaunlich bleibt aber der Hinweis auf Ursprung und Ornamentik der hinterpommerschen Sichelplattenhalskragen (S. 139f.). Verf. möchte auf eine regelrechte Wanderung von der Elbe nach Hinterpommern schließen und als weiteres Glied am Stammbaum dieser Schmuckstücke die Ringhalskragen der Gesichtsurnenkultur erblicken. Wenn man die Beziehungen der bisherigen Formen und die Herkunft vieler Typen aus dem Urnenfelderkreis berücksichtigt, wird man von einer Wanderung lieber absehen, aber die Unabhängigkeit vom Donauebiet in diesem Falle betonen wollen. Einen Hin-

<sup>3</sup> Zu den sächsischen Rasiermessern mit Pferdekopfgrieff (118 Anm. 4) noch W. Coblentz, Arbeits- u. Forschungsber. z. Sächs. Bodendenkmalpfl. 5, 1956, 209ff.

<sup>4</sup> Prähist. Zeitschr. 36, 1958, 1ff.

<sup>5</sup> Ebd. 34/35, 1949/50, 1. Hälfte 81ff.

weis auf die Langlebigkeit vieler großer Schmuckstücke, deren Lebensdauer nicht allein auf die Zeit der baltischen Hortfunde beschränkt war, geben außer der Urne von Zemblau auch die Ziemitzer Halskragen und die großen Blechbänder, deren hallstattzeitlicher Zeitansatz durch den Ziemitzer Fund selbst verbürgt ist. Kann die Entstehung aller dieser ebenso merkwürdigen wie verschiedenen Schmuckstücke nur im baltischen Gebiet zu suchen sein, so steht es um die Halsringe anders.

Der Wendelring ist auch dem Lausitzer Kreis eigen und auf seinem Gebiet vielleicht sogar entstanden. Die gedrehten Halsringe mit ovalen Schmuckplatten, eine der Formen, die den Nordischen Kreis für diese Zeit recht eigentlich erst zum Begriff gemacht haben, fehlen wie alle im Stile der Periode 5 reich verzierten Bronzen im östlichen Mecklenburg und im Bereich der baltischen Zone ostwärts der Oder.

Unter dem „geschlossenen rundstabigen Halsring“ werden (S. 154ff.) eine Anzahl Formen zusammengefaßt, die eigentlich nicht recht zueinander passen. Eine direkte Beziehung zwischen dem späten Lausitzer Kreis und dem Mittelrheingebiet im Hinblick auf rundstäbige und mit Ösen besetzte Ringe scheint mir nicht recht wahrscheinlich. Die gedrehten Ösenhalsringe mit langen glatten Enden werden mit Recht in einen altertümlichen mitteleuropäischen Zusammenhang gestellt. Ganze Sätze solcher Ringe als Charakteristikum der baltischen Zone müssen dort offenbar wieder im Rahmen des Quellenreichtums gesehen werden, was freilich angesichts der anscheinend unabhängig von Mitteleuropa entstandenen Halsschmuckformen (Halskragen) merkwürdig ist. – Die Abhandlung über die getriebenen Zierbänder (S. 164ff.) ist im Rahmen der Motivgeschichte der Periode 5 wichtig, aber durch eine andere Abhandlung des Verf. bereits wieder überholt<sup>6</sup>.

Unter dem Arm- und Beinschmuck beanspruchen die sogen. „Prunkspiralen“ (S. 172ff.) Interesse: sie stammen aus dem Lausitzer Kreis bzw. aus Mähren und gehören der 4. wie 5. Periode an, und dieselbe lange Lebensdauer haben auch die Armspiralen mit gestrichelter Zickzackverzierung, die gleichfalls dem Lausitzer Kreis entstammen und östlich der Oder in der Periode 5 späte Sonderformen gehabt haben (zur Verbreitungskarte 34, die einen falschen Eindruck erwecken könnte, vgl. S. 84). Bei den Armspiralen aus Doppeldraht möchte Verf. die bisherige Bezeichnung „Schleifenring“ ersetzen. Da es sich aber bei diesen Spiralingen oft um Stücke von recht geringem Durchmesser handelt, die weniger als Arm-, eher vielleicht als Lockenschmuck zu denken sind, scheint mir die ältere Bezeichnung wenigstens für kleinere Exemplare weiterhin berechtigt zu sein. Wenn man mit dem Verf. den gesamten Armspiralschmuck aus mitteleuropäischen, im Zweifel also Lausitzer Quellen herleitet, dann betrifft diese Herleitung einen recht beträchtlichen Teil norddeutscher Schmuckformen. Daran können auch die Sonderbildungen ostwärts der Oder, vor allem die bekannten Schleifenarmbänder aus Blech, die nach dem Vorbild der Schleifenarmringe aus Draht gebildet wurden, nichts ändern. Man muß jedoch bedenken, daß diese Typen mit Ausnahme der späten nordöstlichen Sonderformen stets die Grenze der Perioden 4 und 5 überdauern haben. Sie gehören einem „Hallstatt B“ im weiteren Sinne des Südostens (Holste) an und bestätigen doch wohl, daß im Spätabschnitt dieser Zeit (= Periode 5) keine wesentlich neuen Anregungen aus dem Südosten in das Ostseegebiet eingedrungen sind.

Die „goldenen Eidringe“ gehören zu denjenigen Formen, die auf keinen Fall dem Südosten entstammen können und offenbar aus irischem Gold hergestellt wurden. Verf. leitet sie im Gegensatz zu Kossinna, aber auch zu seiner früheren Meinung<sup>7</sup>,

<sup>6</sup> Offa 14, 1955 passim.

<sup>7</sup> 31. Ber. RGK. 1941, 2. Teil 98f.

von den bronzenen Armringen gleicher und ähnlicher Form ab. Dieser Ableitung wird man sich nicht anschließen können, denn der Zusammenhang mit Irland liegt doch zu sehr auf der Hand. Wesentlich scheint zu sein, was der Norden aus den westlichen Anregungen gemacht hat; daß gerade auf die goldenen Stücke eine so große Anzahl von Varianten aus Bronze zurückgehen; daß die Eidringe nicht im eigentlichen Stil der Periode 5 verziert sind; daß sie schließlich im Emsgebiet fehlen, wohl aber noch östlich der Oder häufig genug auftreten. Mit dem Aufkommen des Zierstils der Periode 5 kann ihr Auftreten also nicht ohne Weiteres in Verbindung gebracht werden, und bei der Verbreitung kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie nicht mit der einstigen Verbreitung dieser Schmuckstücke zusammenhängt, sondern eher mit der Sitte, sich ihrer zu entledigen. Dankenswert ist die ausführliche Behandlung der bronzenen Eidringe und ihrer zahlreichen Varianten. Daß die bronzenen Eidringe im Gegensatz zu den goldenen meist nur halbe Puffer- oder Trompetenenden besitzen, muß einen bestimmten Grund gehabt haben, der wohl auch mit der Entstehung der Nierenringe irgendwie in Verbindung steht, uns aber unbekannt ist. Jedenfalls hat der häufige Typ mit dem Südosten nichts zu tun. Seine Varianten reichen von der 4. bis in die 6. Periode und lassen sich nicht für eine dieser Perioden festlegen. Wie die Funde der mitteldeutschen Hausurnenkultur (nicht Gesichtsurnenkultur, S. 187) lehren, zeigen die Typen aus den Hortfunden der Periode 5 mehr eine bestimmte Fundfrequenz als die eigentliche Lebensdauer an. Die massiven Stücke mit Halbpuffern (Form 1b: Hemmeldorf; 2b: Hökendorf II) dürften aber wohl auf die Periode 5 beschränkt sein. – Wie sich nun die „Nieren- oder Knotenringe“ zu den Eidringen verhalten, ist insofern unverständlich, als beide Typen – auch ihre einzelnen Varianten – sich in ihren Einzelheiten stark voneinander unterscheiden. Verf. möchte beide Typen eng miteinander in Verbindung bringen und in den Nierenringen „eine an sich norddeutsche Erscheinung“ sehen, und dies umso mehr, als das dänische Kerngebiet daran keinen besonderen Anteil genommen hat. Freilich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die reiche nordostdeutsche Entwicklung dieser Form wiederum nur einer bestimmten Fundfrequenz, nämlich den dortigen Hortfunden, ihre Überlieferung verdankt. Denn die thüringischen Stücke zeigen mit Sicherheit, daß es sich um eine Mode gehandelt hat, die sich an verschiedenen Stellen Eingang verschaffte. Der Zeitansatz der niedersächsischen Stücke zeigt, daß diese Mode westlich der Elbe früher einsetzte als im Osten, und auch das Auftreten ähnlicher Stücke im Rhônegebiet<sup>8</sup> deutet – nicht genau, aber allgemein – die Herkunftsrichtung dieser Strömung an. Mögen sich diese Formen vielleicht im südlichen Nordseeraum entwickelt haben – die Fundfrequenz verweigert hier einen Einblick –, mit donauländischen Traditionen haben sie alle nichts zu tun. Dasselbe gilt für den „Schwurring“ mit seinen hohen Kämmen, die sich doch wohl nur im Anschluß an die breiten Endstollen gewisser Armringe des westlichen Urnenfelderkreises gebildet haben<sup>9</sup>. Wiederum fehlt es an Vergleichbarem im donauländisch beeinflussten östlichen Mitteleuropa. – Bei den Armringen mit kreisförmiger Erweiterung wird man – die symbolische Entstehung des Motivs vorausgesetzt<sup>10</sup> – zwischen der Geschichte des Symbols selbst und der Geschichte des Motivs auf Armringen unterscheiden müssen, wodurch sich zwanglos die regionalen und chronologischen Lücken in der Geschichte des Motivs erklären würden.

<sup>8</sup> Vgl. E. Chantre, *Age du bronze. Études paléoethnologiques dans le bassin du Rhône* (1875) Album 2 Taf. 18, 2 (Baume-les-messieurs).

<sup>9</sup> Etwa *Inventaria Arch. Belgique* 1 (1953) Taf. B 1, 2. – Die Ableitung der Schwurringe jetzt überzeugend bei W. Kimmig, *Fundber. aus Schwaben N. F.* 14, 1957, 63ff.

<sup>10</sup> Vgl. die gesonderte Abhandlung von Sprockhoff, *Festschr. f. R. Egger* 2 (1953) 11ff.

Zum Schluß wird eine Anzahl teils von Armringtypen, teils von einzelnen seltenen Formen behandelt. Bei dem Typ Ruthen-Wendorf-Oderberg mit seiner Ornamentik senkrechter Strichgruppen, von Stricheln gesäumt, und grober Malkreuze (vgl. Fibel von Wittichenau, Messer von Schwachenwalde) scheint es mir wahrscheinlich, daß er im westlichen Lausitzer Kreis beheimatet ist, der ja damals kaum Hortfunde hinterlassen hat. Die Armringe mit übereinandergreifenden Enden lassen sich, soweit sie als Armschmuck zu eng sind, vielleicht als Lockenschmuck denken. – Bei den gedrehten Lausitzer Fußringen (Umfang und Gewicht, sowie das Auftreten in ganzen Sätzen lassen kaum an Armschmuck denken) betont Verf. die Kontinuität im Lausitzer Raum, wenn sich auch für die „Periode 5“ in diesem Gebiet keine geschlossenen Funde aufführen lassen. Andererseits dürfte gerade diese Form ein Beispiel dafür sein, daß sich die Typen des Lausitzer Kreises in das nordische Chronologieschema nicht einordnen lassen. – Bei den „Goldenen Siebenbürgern“ (Goldarmringen mit Doppelspiralenden) ist trotz der schwedischen Stücke mit hohlem Körper und der datierbaren bronzenen Nachbildungen in Norddeutschland (Schafstedt, Mehrin) nicht klar, inwieweit die norddeutschen Goldringe von Werder, Lettmin und Woltersdorf wirklich in die Periode 5 zu setzen sind. Mit Recht weist Verf. darauf hin, daß auch die bisherigen Ansätze im Südosten noch keinen rechten Anhaltspunkt für den nördlichen Import ergeben haben. Auffallend ist, daß die Form im Norden Nachahmungen in größerer Zahl nicht gefunden hat, und dies erscheint im Hinblick auf die Herkunft der goldenen Eidringe besonders bemerkenswert, vor allem wenn man bedenkt, daß die ungarisch-siebenbürgischen Armringe mit Doppelspiralenden eine sehr lange Lebensdauer besessen haben. – Von den geschlossenen großen ovalen Ringen (S. 205 unten) gehören die fundortlosen Stücke im Museum Braunschweig wahrscheinlich zu dem größtenteils verschollenen Hortfund vom Regenstein<sup>11</sup>. Die fein gerippten Ringe von Wendorf (S. 206; Taf. 41, 16) und Großwusterwitz (S. 208; Taf. 46, 6) gehören wohl annähernd zur gleichen Form. Das Großwusterwitzer Stück (mit regelmäßiger Wiederkehr von 3 etwas stärkeren Rippen) hatte früher genaue Gegenstücke von Leitzkau bei Burg (Museum Burg, aus Urne A III a 165) und Görzke, Kr. Genthin (Ehem. Staatl. Museum II 5667). In den gleichen Zusammenhang gehörten vermutlich Ringbruchstücke von Ziesar (Ehem. Staatl. Museum II 6597 a–c) und Wefensleben (Märk. Museum II 16254). Vermutlich handelte es sich um eine Lokalform des Elb-Havelgebietes. – Bei dem Armband von Darsekau (S. 209; Taf. 45, 11) erscheint mir linksrheinischer Import ziemlich sicher.

Ein besonders wichtiges Kapitel ist das über die Fibeln. Für die künftige Untersuchung der jüngeren Plattenfibeln ist hier ein Grund gelegt, auf dem weitergebaut werden muß. Die regionale Verteilung verschiedener Varianten zeigt Unterschiede, die sich klarer aufzeigen lassen als die chronologischen: Der Übergang von der Periode 4 ist fließend, und die Stufen lassen sich nicht immer klar scheiden; z. B. sind m. E. die vier unverzierten Fibeln von Calbe und Nienburg, die auch regional aus der Verbreitung der hinterpommerschen späten unverzierten Plattenfibeln herausfallen, bereits in die Periode 4 zu setzen. Unsicher ist auch die Abgrenzung der Zeitstufen bei den Plattenfibeln mit Schälchenaufsätzen. Allgemein läßt sich zu den nordischen Plattenfibeln sagen, daß sie, obgleich eine der wichtigsten Formen des Nordischen Kreises, das typische (gravierte) Ornament im Stile der Periode 5 nur ausnahmsweise („Kleine“ Plattenfibeln) besitzen, vielmehr in der Regel ein Fadenmuster haben, das ja auch von Arm- und Halsschmuck, Nierenknaufschwertern usw. bekannt ist und

<sup>11</sup> Festschr. z. 29. Versamml. d. Deutsch. Anthr. Ges. Braunschweig 1898, 76; Zeitschr. d. Harzver. 46, 1913, 68.



offenbar eine weitere Verbreitung hatte als der „Stil der Periode 5“ im eigentlichen Sinne. Bei einigen Varianten scheint die gleiche Werkstatt vorzuliegen.

Die führenden Gruppen sind die große Fibel mit unverzierten ovalen Platten, die Fibel mit Warzenmittelpunkt, die Fibel mit Schälchenaufsätzen, die Fibel mit Hufeisenmuster und die Fibel mit Mondsichelband. Bei der letztgenannten ist das Fadenmuster zur besonderen Ausbildung gelangt, und die mit Hufeisenmuster stellt offenbar nur eine Variante von ihr dar. Der Mittelpunkt beider Gruppen liegt außerhalb Deutschlands. Anhand einiger Beispiele wird deutlich gezeigt, daß das Fadenmuster der Fibeln nicht ganz vom Motivschatz der Periode 5 (Schiffsmotiv, Sonnenmotiv, Vogelbarke) freigeblieben ist.

Eine besondere Gruppe bilden die „Lausitzer“ Fibeln, d. h. die späten zweigliedrigen Spiralplattenfibeln des ostdeutsch-polnischen Gebietes. Abgesehen von ihrer Form und ihrer regionalen Verbreitung unterscheiden sie sich von denen des Nordischen Kreises nicht zuletzt durch ihre Größe und ihre Seltenheit. Es gibt auch kaum ein Gebiet, dessen Urnengräber so zahlreiche Nadelformen aufweisen wie das Lausitzer, und man nimmt ja allgemein an, daß Nadeln die gleiche Funktion wie Fibeln besessen haben. Die hinterpommersch-neumärkischen Funde belehren uns, daß gegossene Plattenfibeln und späte Spiralplattenfibeln im gleichen Gebiet getragen wurden, und daß sich der nordische Motivschatz der Periode 5 der späten getriebenen „Spindlersfelder“ Fibeln in besonders intensiver und eigentümlicher Weise bemächtigt hat, freilich nur auf dem Baltischen Landrücken, im Gebiet der gegossenen Plattenfibeln. Überhaupt sind bei den selteneren späten Spiralplattenfibeln nicht weniger, ja fast noch mehr als bei anderen Formen die regionalen Gruppenbildungen bemerkenswert. Auch dies könnte einen Hinweis auf die Beschränktheit ihrer Funktion geben und mit dem deutlichen Symbolgehalt ihrer Ornamentik in Zusammenhang stehen. Die mitteleuropäische Herkunft der Symbole wird auf den Lausitzer Fibeln jedenfalls bei einer Einzelheit, den plastischen Vögeln, deutlich. Die ostseeländische Abwandlung der Motive freilich, ihr Übergreifen auf lausitzische Formen in der baltischen Zone (Spindlersfelder Fibeln) muß einem Stilempfinden (und einer Auffassung der Symbole?) zugeschrieben werden, das sich im Lausitzer Kreis nur selten spüren läßt und ihm fremd gewesen zu sein scheint. Kaum ein Typ zeigt die eigentümliche Vermischung von Ostseeländischem und Donauländisch-Lausitzischem besser als die aus wenigstens 3 Teilen bestehende Mantelschließe (Kossinna: „Flother Fibel“), die eigentlich eine ihrer Federung beraubte und in ihre Bestandteile zerlegte Posamentieriefibel war. Man möchte von einem barbarischen Schmuckstück sprechen, dessen Anregung über den Lausitzer Kreis gegangen sein muß, das aber dort schon kaum mehr denkbar ist und Schiffs- und Sonnenmotive trägt, die in solcher Ausprägung dem baltischen Kulturkreis entstammten.

Unklar ist das Verhältnis zwischen dem Nordischen Kreis und den Urnenfelder-kulturen Mitteleuropas auch in bezug auf die Nadelformen. Zweifellos haben die Nadeln in der Spätbronzezeit im Norden an Boden gewonnen, und zu den einheimischen Formen (mit Warzenkopf, senkrechtem Scheibenkopf, Stangenkopf) kommt nunmehr die große Menge der Vasenkopfnadeln, vermutlich durch südwestliche Anregung oder sogar Import. Die Vasenkopfnadeln haben nach Ausweis der niedersächsischen (gebogenen) Variante in Norddeutschland sicher festen Fuß gefaßt. Unklar bleibt aber die starke Ausbreitung gerade dieser Form, ohne daß die heimischen Typen zurückgedrängt wurden, weiter das Verhältnis aller Nadelformen zu den Fibeln. Zeigt doch das Vorhandensein rein nordischer Nadelformen, die das Verbreitungsgebiet der Plattenfibeln nicht überschreiten, daß beide Typen nicht in direktem Gegensatz zueinander gestanden haben können, sondern, wie im Lausitzer Kreis,

verschiedene Funktionen gehabt haben müssen. Eine gründliche Untersuchung der Nadelformen der Lausitzer Kultur wird hier vielleicht neue Gesichtspunkte bringen. Einen deutlichen Hinweis auf die Verwendung der Nadeln nordischer Form geben die anschließend behandelten Stangenknöpfe, die zu den Nadeln mit Stangenkopf in Beziehung zu bringen sind.

Im Kapitel „Anhänger und Kämmen“ wird vor allem der mitteleuropäische Amulettschmuck des Urnenfelderkreises (Radanhänger, Dreipässe, einfache Ringe, Schwalbenschwanzanhänger) und zeitlose Typen (Brillenspiralen) nachgewiesen. Daß die ersteren gerade in dieser Zeit im Norden hervortreten, muß betont werden, weil sie jedenfalls letzten Endes nicht südwestlicher, sondern donauländischer Herkunft sind<sup>12</sup>. Die reichgemusterten und durchbrochenen Anhänger Ostpommerns und des Weichselgebietes müssen ursprünglich wohl einer viel weiter südöstlich gelegenen Quelle entstammen<sup>13</sup>, deren Nachweis sehr wichtig wäre, weil von dort aus möglicherweise auch andere Anregungen in Richtung auf den Nordischen Kreis gegangen sind. In unserem Zusammenhang könnten die Elemente der Zierscheiben von Körlin mit den reich gemusterten durchbrochenen Säumen der pommerschen Halskragen, dem Gerät unbekannter Verwendung von Beverdieck (S. 254), ja den durchbrochenen Randeinfassungen gewisser Hängebecken in Zusammenhang gebracht werden.

Die Hängebecken und Gürtelbuckel sind die hervorragendsten Ornamentträger für die Ornamentik im Stil der nordischen Periode 5. Auf die geplante monographische Behandlung dürfen wir gespannt sein. Das Ornament des Zierstils der Periode 5 begegnet auf Nierenknaufschwertern, Griffangelschwertern, lanzettförmigen Spitzen, Tüllenbeilen mit geschwollenem Hals, Messern, Rasiermessern, Pinzetten, gedrehten Halsringen mit ovalen Schmuckplatten, getriebenen Zierbändern, Fibeln und Hängebecken. Die meisten dieser Typen gehören nur dem engeren Nordischen Kreis an. Nach Ansicht Sprockhoffs enthält dieser Zierstil ziemlich ausschließlich 2 immer wiederkehrende Motive: das des mit einem Pferde bespannten Sonnenwagens, seit der Periode 2 (Trundholm) alteinheimisch, und das der Vogelbarke, das während der Periode 4 aus dem Donaubegebiet nach dem Norden kam. Der „Zierstil“ ist also rein religiöses Symbolgut, das in mehr oder weniger variierten Kompositionen figural oder stilisiert überall wiederkehrt. Mit diesen Motiven hat sich Verf. seit langem beschäftigt<sup>14</sup>. Er darf sich bereits auf J. Déchelette berufen, wenn er sie als Sonnensymbole deutet, und auf G. v. Merhart, wenn er ihre Herkunft verfolgt und sie auf eine geringe Anzahl von Themen zurückführt. Wenn seine Annahme stimmt, kann man sie nur als geniale Entdeckung bezeichnen. Er hat sie in verschiedenen weiteren Abhandlungen dargelegt<sup>15</sup>. Vorzüglich ist z. B. die Beobachtung (S. 103), daß die Ornamente auf den beiden Seiten eines Messers aneinandergesetzt eine Schiffsdarstellung ergeben. An sich müßte die Rückführung eines ganzen Zierstils auf im Grunde ein einziges oder allenfalls 2 Motive Skepsis erregen. Denn das eine der beiden Motive ist hauptsächlich durch eine der ganz wenigen figürlichen Plastiken der älteren Bronzezeit (den Sonnenwagen von Trundholm) bekannt, und das andere (die Vogelbarke) ist das einzige Kompositionsmotiv, das in der damaligen Zeit nachweislich aus dem Donaoraum

<sup>12</sup> G. Kossack, Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas. Röm.-Germ. Forsch. 20 (1954) 40f. – Hierzu W. A. v. Brunn, Deutsche Literaturzeitung 77, 1956 Heft 7/8.

<sup>13</sup> Etwa Holste, Hortfunde Südosteuropas (1951) Taf. 11, 23. – Vgl. Eurasia Sept. Ant. 7, 1932, 27 Abb. 39.

<sup>14</sup> Altchlesien 5, 1934, 356ff.; Germania 20, 1936, 1ff. – Vgl. auch Proc. Prehist. Soc. 21, 1955, 257ff.; Festschr. f. K. H. Jacob-Friesen (1956) 151ff.

<sup>15</sup> Jahrb. RGZM. 1, 1953, 28ff.; Lüneburger Bl. 6, 1955, 98ff.; Offa 14, 1955, 5ff.

in den Norden gewandert ist. Hinzu kommt die schwer deutbare Tatsache, daß im Norden und in Mitteleuropa gewisse ähnliche Motive schon in der älteren Bronzezeit oder jedenfalls vor der Periode 5 begegnen, und zwar in viel stilisierterem Ausdruck. Sie erscheinen dann bei gleichem Sinngehalt erst später als deutliche Figuren, denen die älteren Abstrahierungen schon früher entnommen sein müßten. Bei der geringen Anzahl der Stilelemente und den entsprechend geringen Kompositionsmöglichkeiten bleibt ja stets die Frage, inwieweit ein Stil übergreift und sich auch der übrigen Elemente bemächtigt, oder ob hier wirklich fast die ganze Ornamentik in den Dienst einer einzigen Idee gestellt wird. Zu den Fragen, die in diesem Zusammenhang noch geprüft werden müßten, gehörte die, warum die Motive auf den verschiedenen Typen in verschiedener Technik und Abstrahierung (vgl. etwa die Fadenmuster der Fibeln) ausgeführt wurden; ferner ob die nordischen Kompositionen und Abstrahierungen auf neuerliche Beziehungen zu anderen europäischen Gebieten zurückgehen<sup>16</sup>. Aber die immer wiederkehrenden Einzelheiten, die an vielen hundert Abbildungen gezeigten Wiederholungen, Parallelen, Verdeutlichungen lassen an der vom Verf. vertretenen Lösung für die Periode 5 kaum einen Zweifel.

Bei dem getriebenen südmitteleuropäischen Geschirr wird der Nachweis v. Merharts, daß es jedenfalls in Norddeutschland bereits teilweise einheimischen Werkstätten entstammte, zur Evidenz erhoben. Denn es gibt auch andere Blecharbeiten, die nur in nördlichen Gebieten hergestellt sein können. Dadurch wird übrigens auch die nördliche Herstellung der Goldgefäße gestützt: Bei einem Hinweis auf den Leisten-Buckelstil und die mecklenburgischen Tassen wäre ein Zirkelschluß kaum mehr zu befürchten.

Auf den Trinkhörnern begegnet ein Ornamentschatz, der engstens mit den Motiven der baltischen „Spindlersfelder Fibeln“ und der Sichelplattenhalskragen zusammenhängt. Mit dem Norden haben diese Trinkhörner nichts zu tun; sie verraten wohl wieder südöstliche Beziehungen. Bei dem Ornamentschatz könnte man fast von einem „ostbaltischen Stil“ sprechen. Sein Zusammenhang mit dem Norden könnte u. U. den Weg andeuten, auf dem gewisse donauländische Motive dorthin gelangt sind. Hiergegen spricht freilich der Motivschatz des Horns von Wismar, der in seiner echt nordischen Komposition wieder „westbaltisch“ ist und eine eben ganz eigene Auffassung der donauländischen Anregungen zeigt. An der Echtheit des Horns kann nach den Ausführungen nunmehr kein Zweifel sein.

Zur Geschichte der Pferdetrense vermag Norddeutschland wie der ganze Nordische Kreis nicht viel beizutragen. Das vorhandene Material bedarf der Zuweisung in einen größeren Rahmen. Pfahlbaueinfluß ist auch hier nachweisbar, einheimische Herstellung sehr wahrscheinlich. Aber erst später wird sich zeigen, welche Rolle donauländische und vielleicht noch weiter östliche Einflüsse gespielt haben, und wie im Lichte gerade dieser Quelle der Verlauf der Beziehungen zwischen dem Norden und dem Donaugebiet zu denken ist. Die geschlossenen Funde Norddeutschlands spielen dabei eine nicht unwichtige Rolle. Zum Pferdegeschirr sind ziemlich sicher die Klapperanhänger zu rechnen. Der Nordische Kreis hat mit den taschenförmigen Stücken eigene Formen geschaffen. Dies ist für die Geschichte des Pferdegeschirrs wichtig. Daß die Anhänger nur selten (Pyritz, Rekau) mit Trensenstangen zusammen

<sup>16</sup> Vgl. im Südosten etwa die Schiffornamente der Armringe des Typus Markušica (Mitt. d. Prähist. Komm. Wien 1, 1887–1903, 280 Abb. 49–53; J. Hampel, Bronzkor<sup>2</sup> [1892] Taf. 149, 5–6; Dacia 5/6, 1935/36, 216 Abb. 12, 3a; Holste a. a. O. Taf. 14, 10. 21–23; 46, 40). In Südfrankreich verraten die Ornamente späturnfelderzeitlicher Gürtelbleche starke Beziehungen zu den nordischen Motiven (Déchelette, Manuel II 1<sup>2</sup> [1924] 336 Abb. 133). Von dorthier hat wohl auch der Schwurring von Lauingen sein Wellenornament erhalten.

vorkommen, ist hingegen wieder für die Zusammensetzung der Hortfunde bezeichnend. Die taschenförmigen Klangscheiben müssen im Norden entstanden sein. Auch unter den „Aufsätzen“ (zum Geschirr gehörigen Aufsatzteilen) gibt es bereits aus Hortfunden der Periode 5 Stücke, die auf eine recht eigenwillige Entwicklung des Pferdegeschirrs im Ostseegebiet hindeuten. Die häufigsten Teile des Geschirrs – vorausgesetzt, daß sie nur zu ihm gehört haben – sind in den norddeutschen Depotfunden die runden „Schmuckplatten“. Soweit sie getrieben sind, wurden sie inzwischen durch v. Merhart einer ausführlichen Untersuchung in größerem Rahmen unterzogen<sup>17</sup>. Von diesen „Faleren“ zeigen die vom Verf. herausgearbeiteten Varianten Kallies, Stolzenburg und Morgenitz eine überraschend regionale Verteilung. Deutlich ist wiederum ein nicht geringer Anteil heimischer Werkstätten zwischen Elbe und Weichsel zu verzeichnen, deutlich wird auch wieder der Pfahlbaueinfluß. Wie lückenhaft aber auch bei dieser Form das Erscheinungsbild ist, zeigt wiederum die Seltenheit in Lausitzer und anderen ostmitteleuropäischen Funden und das Auftreten sehr ähnlicher Zierscheiben in Pferdegeschirrgräbern der zeitlich anschließenden Hallstattzeit in Süddeutschland. Hinzu kommt eine gewisse Unsicherheit über den Verwendungszweck bei den frühen Stücken aus der älteren Urnenfelderzeit. Zum Pferdegeschirr werden schließlich noch die „gebuckelten Zierbleche“ gerechnet, eine nur östlich der Oder vorkommende Spezialform, die irgendwie der Riemenführung diente, ferner die verschiedenen „Hülsen“.

Bei den Doppelknöpfen aus Hortfunden der Periode 5 in Norddeutschland fällt auf, daß sie im Grunde gar keine kennzeichnenden Formen des Nordischen Kreises mehr sind, und bei Sonderformen seltener Art, wie den Tutuli mit linsenförmigen Hüthen, läßt sich Vergleichbares aus dem Urnenfelderkreis bzw. aus den Pfahlbauten heranziehen. Der größte Teil der vom Verf. im letzten Kapitel des Materialteils besprochenen Stücke umfaßt kleinere, freilich meist seltene oder singuläre Gegenstände mit Ösen oder Zungen. Dies ist insofern interessant, als man daraus auf eine häufigere Verwendung im Zusammenhang mit Leder schließen darf, was immerhin einen Rückschluß auf die Rolle des Leders bei der Tracht erlaubt.

Im Kapitel „Formenkreise“ werden Fragen angeschnitten, die mit dem bisherigen Material noch nicht zu lösen sind, aber denen nunmehr nachgegangen werden muß. Daß es einen „Nordischen Kreis“ im engeren und einen solchen im weiteren Sinne gibt, daß die Kulturprovinzen der Perioden 3 und 4 an Geltung verlieren oder gar verschwinden und durch neue ersetzt werden, sind Tatsachen, die einmal wieder die Frage stellen lassen, wie es eigentlich um die Deutung der erarbeiteten Phänomene steht, und was denn überhaupt als historische Wirklichkeit ermittelt werden kann. Der Ems-Weser-Kreis mit seinen starken westeuropäischen Beziehungen, die Provinz an der unteren Weichsel, in der Pfahlbaueinflüsse beinahe nicht minder deutlich zu spüren sind, der Formenkreis an der unteren Oder mit seinem besonders ausgeprägten Bestand, sie alle gehören nicht zum Nordischen Kreis im engeren Sinne. Die Formenkreise südlich des Baltischen Landrückens umfassen Typen, die zur Lausitzer Kultur gerechnet werden. Offenbar greifen die reichen Hortfunde dieser Periode auf den Lausitzer Kreis über und vermitteln so wenigstens an seiner Peripherie einen kleinen Ausschnitt seines Typenschatzes<sup>18</sup>.

Was ist nun eigentlich der „Nordische Kreis“? Im Schlußkapitel bekennt sich Sprockhoff zu einer neuen Auffassung: Es muß nunmehr offen bleiben, ob man Nord-

<sup>17</sup> Jahrb. RGZM. 3, 1956, 28 ff. – Vgl. v. Brunn, Steinpackungsgräber von Köthen (1954) 42 ff.

<sup>18</sup> Vgl. die Erklärung dieses Phänomens durch W. Szafranski, Skarby brązowe z epoki wspanoloty pierwotnej w Wielkopolsce. Bibl. Arch. 6 (1955) 293 ff.

deutschland „als nordisch mit kräftigem Urnenfeldereinschlag beurteilt, wie wir es zu tun pflegen, oder umgekehrt“. Der Name „Germanen“ tritt in diesem Werk nur noch selten auf. Er wird für die nordische Bronzekultur überhaupt gestrichen werden müssen, da er nicht aus gleichzeitigen Quellen stammt. Das Buch endet – man möchte sagen „negativer“, als es notwendig gewesen wäre. Denn wenn man ethnische Fragen, wie es hier jetzt geschieht, beiseite läßt, dann kann man die nordische Metallkultur bei der Menge des Materials zunächst durchaus unabhängig vom Grabkult und von der Keramik erläutern und deuten, und dabei ergeben sich Perspektiven, die die Unabhängigkeit des Nordischen Kreises m. E. stärker hervorheben, als es Sprockhoff jetzt glaubt tun zu dürfen.

Der „Nordische Kreis“ des Bronzealters ist kein einmaliges Phänomen, sondern ein durch verschiedene Perioden bezeugtes Kulturgebiet. Die wichtigsten Verbindungen laufen immer wieder zum Donaauraum. In der Periode 5 kann man nun bemerken, daß vor allem die religiöse Symbolik, die in dem „Zierstil“ dieser Periode hervortritt, großer Beeinflussung aus dem Donaugebiet ausgesetzt war. Aber sie begegnet hauptsächlich in einer inneren Zone an der westlichen Ostsee, die vom Donaugebiet besonders weit entfernt war und sich von seinem nördlichen Ableger, dem Lausitzer Kreis, stark distanzierte. Sie begegnet zudem auf Typen, die zum überwiegenden Teil unabhängig vom Donaugebiet entstanden sind. Südöstliche Typen sind nach Norddeutschland meist aus oder über den Lausitzer Kreis gekommen und oft bereits aus älterer Zeit (Periode 4) übernommen. Die „Pfahlbaubronzen“ hingegen, d. h. der aus dem Südwesten kommende Einfluß, überschwemmten ziemlich plötzlich den gesamten Nordischen Kreis und insbesondere auch seine Außenzone in Norddeutschland, von wo aus ihre Verbreitung ohne landschaftliche Unterbrechung bis in ihr Heimatgebiet auf der Karte verfolgt werden kann. Allein diese Beobachtungen, wie man sie auch deuten mag, zeigen, daß der Nordische Kreis in der Periode 5 als ein besonderer Kreis gelten muß, den man nicht nur als periphere Erscheinung des Donaugebietes sehen darf. Von Süden gesehen, enthält er eine Anzahl von Typen, die im gesamten Donaugebiet undenkbar sind. Hierzu gehören etwa gegossene Becken, verzierte Rasiermesser, gegossene Halskolliers verschiedener Art, Halsringe mit ovalen Schmuckplatten, Nierenringe und Plattenfibeln. Die Unabhängigkeit der Werkstätten, die diese Stücke schufen, wird man nicht in Zweifel ziehen können, und besonders auffällig ist das Auftreten von Goldgegenständen, deren Form und Material auf keinen Fall südosteuropäischer Herkunft sein kann. Für die Periode 5 sind es die goldenen Eidringe, von denen die bronzenen Eidringe und mittelbar wohl auch die Nierenringe abstammen<sup>19</sup>. Für die Periode 4 hat O. Menghin bezüglich der Goldschalen auf westeuropäischen Ursprung hingewiesen<sup>20</sup>. Von dieser Richtung her wären also so verschiedene Dinge wie ein Teil des Armschmuckes der Periode 5 und der Leisten-Buckel-Stil des nordostmitteleuropäischen Blechgeschirrs beeinflußt worden. Eine merkwürdige Analogie besteht ferner zwischen den Plattenfibeln und den irischen Mantelschließen aus Gold<sup>21</sup>. Die „Entwicklung“ der gegossenen Plattenfibel wäre ja im Einflußbereich zwei- oder gar eingliedriger Spiralplattenfibeln des lausitzisch-slowakischen Bereiches ganz undenkbar, und das Barkenmotiv mit Kreisteven auf ihren Platten<sup>22</sup> kehrt in vergrößerter Form auf irischen Goldlunulen wie-

<sup>19</sup> Vgl. Sprockhoff, *Offa* 11, 1952, 118ff. und H. C. Broholm, *Danmarks Bronzealder* 3 (1946) 281, Goldfund Nr. 4 unten.

<sup>20</sup> *Altschlesien* 5, 1934, 179ff.

<sup>21</sup> E. C. R. Armstrong, *Catalogue of Irish gold ornaments in the collection of the Royal Irish Academy*<sup>2</sup> (1933) Taf. 14, 141–174; 15, 276 usw.

<sup>22</sup> Vgl. das Ornament von Sprockhoff Taf. 50, 7 und die Ausführungen in *Offa* 14, 1955, 54ff.

der<sup>23</sup>, deren Unabhängigkeit von donauländischen Einflüssen als sicher gelten kann. Man wird daher westeuropäischen Beziehungen besonders bei solchen Formen Aufmerksamkeit widmen müssen, die mit Sicherheit nicht aus dem Donauebiet stammen und möglicherweise auf goldene Vorbilder zurückgehen. Fehlt doch der Zierstil der Periode 5 auf Schmuckstücken weitgehend, die westeuropäische Beziehungen zeigen. Daß wir die importierten Vorbilder aus dem Aufnahmegebiet manchmal nicht kennen, braucht nicht zu verwundern. Bronzene Nachahmung goldener Vorbilder findet sich auch bei einheimischen Formen, wie die Menge der Armspiralen aus Doppeldraht zeigt, die doch wohl auf Goldspiralen älterer Zeit zurückgehen.

Mit diesen Hinweisen sollte keine neue Wurzel des Nordischen Kreises aufgezeigt, sondern nur angedeutet werden, daß das Verhältnis dieses Kreises zum Donauebiet komplizierter dargestellt werden muß, als es nach der letzten Konzeption Sprockhoffs erscheint. Man wird freilich immer wieder voraussetzen müssen, daß das Zustandekommen des überlieferten Quellenstoffes nicht zuletzt auf eine Summe von Zufällen zurückgeht. Die Einwirkungen dieser Zufälle auf unser Blickfeld einzuschränken, dazu dienen Werke wie die vorliegenden, die Material im großen Stile publizieren und bearbeiten. Man kann den Verfasser zu dieser großen Leistung nur beglückwünschen.

Berlin.

Wilhelm Albert v. Brunn.

<sup>23</sup> Armstrong a. a. O. Taf. 9, 45.

**Helmut Schoppa, Die Kunst der Römerzeit in Gallien, Germanien und Britannien.** Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner. Deutscher Kunstverlag, München 1957. 66 S., 140 Taf., 4 Farbtaf., 1 Karte.

Die Initiative zur Entstehung dieses Buches ist, wie man aus der Einleitung erfährt, dem Deutschen Kunstverlag zu verdanken, der einem breiteren Publikum eine Vorstellung von der Schönheit und Eigenart provinzialrömischer Kunst vermitteln wollte. Diese Absicht ist lebhaft zu begrüßen, denn in der Tat fehlte es bisher auf diesem Gebiete an Abbildungswerken, welche den hohen Anforderungen des durch die moderne Reproduktionstechnik verwöhnten Zeitgenossen auch nur einigermaßen entsprochen hätten. Ein solches Bilderbuch wird uns nun vorgelegt, und die verbrauchte Redensart von der durch ein Buch gefüllten Lücke hat hier ihre Berechtigung, zumal da der Verlag in seiner bekannten Weise für gutes Papier und hervorragend ausgeführte Klischees von hoher Leuchtkraft gesorgt hat.

Die Vorlagen der Bilder geben auch in vielen Fällen die ersten befriedigenden Darstellungen von Denkmälern, die wir bisher kaum oder nur aus schlechten Abbildungen kannten. Bei einigen Stücken scheinen allerdings die Lichtverhältnisse in den Museen gar zu ungünstig gewesen zu sein wie bei Taf. 2 (Augustus-Altar in Narbonne) oder Taf. 11 (Gallierin von St. Bertrand de Comminges mit dem schwarzen Hintergrund). Gerade bei begabten Photographen liegt die Gefahr nahe, daß sie der Versuchung einer allzu effektvollen Beleuchtung erliegen, doch ist das bei diesem Buch nur selten der Fall gewesen wie etwa bei dem halb in Nacht getauchten Bogen von Orange (Taf. 4) und der Tafel 123, auf der man von dem reizvollen Spiel der Mosellen mehr sieht als von der Römerbrücke in Trier. Eine überraschende Wirkung kann man auch dadurch erzielen, daß man unbedeutende und daher unbekannte Köpfe in Großaufnahme gibt, doch fallen derartige Photos von Grabsteinen in Bordeaux auf Taf. 110, 111 und 113 nicht der Photographin, sondern dem Verf. zur Last. Völlig verunglückt und bei einer späteren Auflage unbedingt zu ersetzen ist lediglich